



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 8

Sonntag, den 12. Ostermond 1930.

Nr. 8

Ostern im Volksglauben.

Wichtig ist im Volksglauben das Oster- oder Aufstehungsfest, denn mit ihm beginnt der Frühling, und die Natur, befreit von Schnee und Kälte, wacht wieder von neuem auf. Daher ist es erklärlich, daß sich in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes an dieses Fest so mancherlei eigenartige, altherwürdige Bräuche und Sitten anschließen. Kommt man vor dem Fest in die Häuser, so sieht man häufig frisch grüne Birkenzweige, die Oster- oder Stiebruten, in Töpfen an warmer Stelle stehen. Am Morgen des ersten Ostertages ziehen die Kinder mit diesen Ruten in die Häuser der Verwandten. Mit dem Sprüchlein:

„Stieb, stieb Osterei,
für 'nen Groschen gibt es zwei!“

oder:

„Stieb, stieb Gege
für söß (6) Drege (Dreier),
Stück Speck, Schöttel Mehl
is nich väll!“

treten sie an das Bett des Langschläfers und wecken ihn mit Rutenschlägen. Als Lohn gibt es Ostereier. Zum Besperkaffee und Abendbrot muß es Ostern Eier geben.

Auch Äpfel sind ein wertvolles Geschenk. Ein Apfel am Ostermorgen auf nüchternen Magen genossen, schützt vor Fieber und Krankheit.

Die Sage behauptet, Frühlingsfrühling sähen durch ein beräuchertes Glas in der aufgehenden Sonne das Osterlamm springen.

Auf dem Lande trugen früher abergläubische Leute das „Aussegel“ am Ostermorgen über die

Grenzscheide auf das Gebiet des Nachbarn. Damit trug man ihm Flüche und Ungezieser zu, während man selbst davon verschont blieb.

Am gebräuchlichsten ist das Osterwasserholen. Es muß vor Sonnenaufgang aus einer Quelle geschöpft werden, die nach Morgen, also nach Osten, fließt. Dabei darf weder auf dem Hin- noch auf dem Rückgang von den Holenden ein Wörtchen gewechselt werden, sonst hat das Osterwasser seine Wirkung verloren und es ist „Schlotterwasser“ geworden. Das Osterwasser tut Wunder: es verleiht den jungen Mädchen Schönheit und Gesundheit und soll sich ein ganzes Jahr, ohne zu verderben, halten. Ein paar Tropfen in den Brotteig gemischt, schützen das Brot vor dem Verschimmeln. Blumen und Pflanzen am Gründonnerstag gepflanzt und mit Osterwasser begossen, werden nie ausgehen und vertrocknen. Kranke und schwächliche Kinder, welche die Nottaufe erhalten, in Osterwasser getauft, werden nicht sterben. Blaue Kornblumen eine Nacht in Osterwasser getan, sind ein Heilmittel bei Augenkrankheiten; mit dem Wasser werden die Augen gewaschen.

Das Osterwasserholen ist bei jungen Leuten auf dem Lande in manchen Gegenden noch heute gebräuchlich, doch holt man es oft aus dem ersten besten Fluß oder Bach, wobei die Burschen durch allerhand Scherze und Belästigungen die schweigenden Mädchen zum Sprechen zu bringen versuchen. Verplaudert sich eins, so löst es ein schallendes Gelächter bei den Burschen aus, da nun das Osterwasser nach dem allgemeinen Glauben keine Wirkung mehr hat. F. Asmus, Kolberg.

Ostern am Bach.

Ich stand am Hang im Sonnenschein,
sah still ins helle Land hinein.

Da ward im Graben mir der Bach,
als hätte er sonst geschwiegen, wach.

Sein plätscherndes Gewässer rann
so frisch das Frühlingstal hin dann.

Als wie aus ferner Jugendzeit
klang's mir von Wanderseligkeit.

Und war doch eben Winter noch,
da kaum ein schmales Fädelein froh.

Ihr Kinder habt wohl nicht gehört,
was mir das müde Herz verört.

Euch hat's nicht erst der Bach gesagt,
was treibend ihr im Blute tragt.

Richard von Schaulal.

Berkunst zuteil werden ließ. Und schließlich ist auch Pflege der lyrischen Kunst durch brave Dilettanten noch reichlich sympathischer als Interesslosigkeit, selbst für die Schöpfungen berufener Lyriker, und Entwürdigung derselben — wodurch sich unsere erwerbsmüthigkeits, veräußerlichte Zeit so sehr leimzeichnet.

Ein vergessener pommerischer Philosoph.

Zum 100jährigen Geburtstag Julius Bahnsens
am 30. März.

Julius Bahnsen ist in der philosophischen Fachwelt bekannt als der Schüler Hegels wie Schopenhauers, als der Mann, der es unternahm, die scheinbar so entgegengesetzten Systeme der beiden großen deutschen Denker unter einem neuen Gesichtswinkel zu vereinigen. In der breiten Öffentlichkeit ist Bahnsens Werk vergessen, nur hier und da bei einigen Sonderlingen lebt das Gedenken an diesen wunderlichen Menschen weiter.

Bahnsen wurde am 30. März 1830 in Tondern (Nordschleswig) geboren. Er hat aber die längste Zeit seines Lebens in Pommern verbracht, und zwar in der hinterpommerischen Kleinstadt Lauenburg, wo er als Gymnasiallehrer wirkte. Hier ist er auch 52-jährig, also verhältnismäßig früh, gestorben.

Bahnsens Gedankenwelt ist niedergelegt in seinem Hauptwerk: „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt, Prinzip und Einzelbewährung der Realdialektik“. Unter der „Realdialektik“ versteht Bahnsen den Widerspruch, der sich ergibt aus der Entzweiung des Willens mit sich selbst. Jeder Wille ist in sich selbst widerspruchsvoll; er ist geboren aus der Stimmung einer immerwährenden qualenden Selbstzerfleischung. Demzufolge gibt es keine erlösende Tat; das Leben ist vielmehr eine einzige Hölle. Hinzu kommt noch, daß der Widerspruch des Willens mit sich selbst logisch nicht faßbar ist, d. h. also, daß das Wesen der Welt (das für Bahnsen wie für Schopenhauer eben im „Willen“ zu suchen ist)

Die „Gottsingende Gesellschaft“.

Zum 250. Todesjahre Johann Müllers.

Von Müller-Rüdersdorf (Berlin).

Die deutsche Glaubensliederdichtung des 16. und 17. Jahrhunderts zeitigte auch in unserm Pommernland einen Hochstrom. Da war ihr Pfleger vor allem Nicolaus Decius, mit dem eigentlichen Namen Hovesch, der 1541 in Stettin einer Vergiftung zum Opfer fiel und der so berühmt und beliebt gewordene Kirchenlieder wie „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“, „O Lamm Gottes, unschuldig“ und „Heilig ist Gott, der Vater“ schuf. Und Johannes Freder, dessen Wiege 1510 — also vor 420 Jahren — in Köslin stand, der als Pfarrer zu Stralsund und Greifswald wirkte, 1562 als Superintendent in Bismar starb und als geschätzter Verfasser plattdeutscher Kirchenlieder auch die Stammlieder unserer Kirchengesangbücher: „Ach, Herr, mit deiner Hilf' erschein“ und „Gottvater in dem Himmelreich“ prägte. Und ihr dritter Hauptvertreter Adam Gamel, ein Poesieprofessor an der Universität Greifswald, der 1620 als Pastor in Köslin aus dem Erdenleben schied und mit seinem Glaubenssang „O Herre Gott, ich bitte dich!“ noch heute im Gedächtnis der Nachwelt ein Ehrenmal hat.

Allenthalben tauchten auch in Pommern die frommen Gotteslänger auf. Ja, es gab sogar einen

Zusammenschluß von solchen, der sich klangvoll „Gottsingende Gesellschaft“ nannte. In unserm pommerischen Greifswald hatte diese ihren Sitz. Und ihr Haupt war der Greifswalder Bürgermeister Johann Müller, der 1623 ins Dasein trat und 1680 — vor nunmehr 250 Jahren — dahinging.

Die „Fruchtbringende Gesellschaft“ in Schlesien hatte es dem poesiebegeisterten Bürgermeister angetan. Und ihr strebte er nach. Darum rief er dichtungsbesessene Männer der Heimat zusammen und gründete den bezeichneten Poetenkreis. Pflicht der Mitglieder war es, neben weltlichen Versgaben hauptsächlich solche zu Gottes Ehre zu reimen. Auch verbot man in der „Gottsingenden Gesellschaft“ gleich die Vieder aus „Dichtermund“. Der Nachwelt übermittelte man die poetische und musikalische Ernte in dem Werk „Greifswaldische Psalter- und Harfenlust“.

Lange hat sich der pommerische Greifswalder Dichterbund nicht gehalten. — Wohl setzte er sich durchweg aus Dilettanten zusammen, doch wäre es übel, ihn darob zu belächeln oder gar zu verspotten. Beweis ist sein Dasein doch nachdrücklich die große Schätzung, die man in damaliger Zeit der

unserm Intellekt ewig verschlossen bleibt. Bahnsens Lehre ist also der denkbar krasseste Pessimismus, den man zuweilen auch als „Miserabilismus“ bezeichnet hat.

Heinrich Bandlow.

Zu seinem 75. Geburtstage am 14. April.

Von Paul Wittke.

Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts speicherte der Verlag Neclan in Leipzig in seine sonst so saubere Universalbibliothek etwas nicht gerade ausnehmend Feines ein, nämlich eine Sammlung „Stratenjegels“ — „beten Heu un Stroh un wat hiif up 'e Strat verloren oder wegsmeten ward, beten blag Glas, woddörch dei Kinder sich un dei Welt ankieken un denn lachen, dei Dekel von 'e oil leddig Wickschachtel mi 'n Stück Speigelglas in, warin einer 'n Stück von sich seihn kann — so 'n bunter Kram . . .“ Wer eins dieser fünf Bändchen mit dem Untertitel „Humoristische Geschichten“ las, der kaufte sich schmunzelnd auch die andern. Der Name Bandlow wurde weit über des Verfassers Heimatprovinz Pommern bekannt und beliebt, und auch seine weiteren dünnen Büchlehen voller längerer und kürzerer platt- und hochdeutscher Schnurren und Schwänke, so „Naturdoktor Stremel, 'ns Fürsten- un Bürgergeschicht ut Pommern“, „Köster Hemp, lose Geschichten von en lütten Mann“ (beide gleichfalls bei Neclan), „Die Reise nach Greifswald (bei Richard Femes in Hamburg)“ trug man in ganz Niederdeutschland von Haus zu Haus und die Sperlinge auf den Dächern erzählten sich von ihnen.

Bandlow hat eine ausnehmend gefällige Art des gutmütig munteren und treuherzigen Plauderns frisch von der Leber weg. Seine naturwüchsige, hembärmelige, ein bißchen altbadene Erzählungsweise, unverbildet durch geistige Bügelfalten, bringt seine unwählerlich aus dem Leben in Kleinstadt und Dorf mit behaglichem, über allerlei abgenutzte Bräuche leicht spottenden Humor nachgezeichneten herzhaften, grübelfreien Krähwinkelgestalten dem Leser förgleich ganz nahe. Gern plustern sich diese Deutschen schlaubergerisch ein wenig auf oder sind ein wenig verdreht oder kommen durch irgend einen spaßigen Umstand in eine drollige Lage. Wie die mehr oder minder pfiifigen Biedermeier in diesen anspruchlosen Geschichten, die so sicher heiteren Sinn zu wecken wissen, wird man beim Lesen guter Dinge, schüttelt die zudringliche Klette mit dem finsternen Namen Sorge sich vom Halse und dem stirnblättenden Verfasser die Hände. Bandlow löst keine breiten Betteluppen, wird nie platt, abgeschmackt oder rührsam. Nichts ist bei ihm undurchsichtig oder gar trübe. Seine Späße und Spizen

leuchten an der rechten Stelle auf. Und man hat mit seinen Büchern in der Hand das wohlige Gefühl, in der Gesellschaft eines weltfreundigen Lebensbejahers sich zu befinden, der gern alles zum Besten lehrt, auch wenn er die Deutschen seiner Umgebung ein bißchen zum Besten hält.

Für das größere Flechtwerk des Romans („Kapitän Möller“, „De Uhlenkraug“ usw.) reichen Erfindungstrieb und Werkstoffbildung nicht ganz aus. Dazu mangelt Bandlow das vollendete Rüstzeug der Technik. Leicht reißen ihm da die Fäden ab. Doch

auch in ihnen bewähren sich sein scharfes Zeichnerauge und seine Ausdruckskraft.

Erst in der Blüte der Jahre wurde sein Flügelroß flügge, nach mehreren großen Nordlandreisen, die er, ein Lehrer, für Berufsgenossen veranstaltet hatte. Er kam in dem Städtchen Tribsees als Sproß einer alten Handwerkerfamilie zur Welt. Seit 1908 lebt er in Greifswald, seit 1916 im Ruhestande, immer im Sinne der Schlusszeile von „Stratenjegels“: „Du fallst din Glück as Freud' usbrahlen.“

Bilder aus dem Dorfleben vor fünfzig und mehr Jahren.

Von F. A. S m u s, Kolberg.

(Fortsetzung.)

4. Gestellungstag.

Ein ereignisreicher Tag im Leben der zwanzigjährigen Burschen war der Tag, an dem man zur Stellung mußte, wo es sich entschied, ob man Soldat werden konnte. Da wurden früher die Dienstpflichtigen der ganzen Umgegend an einem Tage zur nächsten Stadt berufen. Wer „angesezt“ war, kaufte sich eine bunte Schleife und ließ sie sich auf der Schulter befestigen. Da man früher viele überzählige Leute hatte, so nahm man nur die größten und kräftigsten. Da war ein bestimmtes Größenmaß vorgeschrieben. Boll Stolz und oft mit Spott sahen die Bevorzugten auf die andern herab. Waren die Jünglinge bei dem „Messen“ fertig, so strolachten sie in der Stadt umher, besuchten die Kneipen, tranken und betranken sich und suchten Händel mit den jungen Leuten aus andern Dörfern. Dann begann wohl, wenn die Polizei nicht scharf aufpaßte, eine kleine Prügelei. Schlimm war sie jedoch selten. Man hatte keine Pistole, noch Dolch, noch Schlagring, nur einen Handstock, und oft den nicht einmal. Die Polizisten und Gendarmen, gering an der Zahl, hatten oft Mühe, die Streitenden auseinander und auf den Heimweg zu bringen. Deftiger wurde die freitlustige Jugend einer Ortschaft solange ins „Loch“ gesteckt, bis die andere fört war. Bei diesen Streitigkeiten spielten die Dorfökelnamen eine Rolle. So rief man den Passentinern (Kr. Belgard) zu: „Si Passentinsche Grandföß, fies und föß, fies und tegen. Wi warn juch bei Hofe slide, ji löne us im . . . lide!“ Dann war der Zanf da. So erlebte Schreiber dieses folgendes: Die Burschen aus dem Dorf A. fuhren durch B., wo die Stellungspflichtigen noch im Krüge angelehrt waren. Da riefen erstere: „Si ulle Morrebulle (das Dorf B. war etwas schmutzig, daher der Dökelname „Morrebulle“). „Wat, ji wille us schimpe?“ Heraus stürmten sie, um die Schimpfenden zu verprügeln. Aber der Rutscher hatte gute

Pferde und jagte eilends durchs feindliche Dorf, hinter sich die schimpfenden Gegner, welche die Fliehenden nicht einholen konnten. Ueber das kleine Erlebnis war man aber im Dorf nicht böse; man freute sich. Es war mal eine kleine Abwechslung im Dorfleben.

5. Dorfreime.

Die Bauerndörfer bildeten früher kleine Gemeinwesen, die abgeschlossen für sich still dahinlebten. Da kam es oft vor, daß man zu dieser Zeit Rinder, Stieren und Bullen schlachtete. Da aber einem Besitzer das Fleisch oft zuviel war, so schlachtete man meistens ein Rind gemeinsam und verteilte das Fleisch unter sich, einmal bei einem, das andere Mal bei einem andern Bauern, so die Reife herum. Dann kamen an einem solchen Tage die meisten Ortsbewohner zusammen, und bei der Teilerlei ging's gar lustig zu. Auch der nötige Scher war bald beschafft und ein Essen bereitet. Dann wurde allerlei Kurzweil getrieben, Scherze gemacht und auch bei dem Verteilen gereimt. So sind wohl die Dorfreime entstanden, die man früher in jedem Dorf kannte. Da hieß es: A. schlacht' Kalf, B. kregt halw, C. kregt dat Fell un jöcht (jagte), D. dörrt Hell (warmer Raum hinterm Ofen), E. kregt de Schwanz, F. fröggt: Behältst 'n ganz? G. kregt de Darne, H. wullt sic bei uppwarne, I. kregt de Roache (Halsröhre), K. brillt as e ull Boae (Bär), L. kregt de Riwoe, M. kregt de kulle Wiwoe (zittert vor Wut, ärgert sich) usw., bis alles verteilt war. Siehe auch Kösliner Sagen von Dr. F. E. Schulz, S. 182. Sorgfältig und mit Begier paßte die Rinderschar auf und prägte sich das Gehörte fest ins Gedächtnis und überlieferte es der Nachwelt.

Ein anderer Dorfreim beschäftigt sich mit der Lage der Gehöfte eines Ortes und den Eigenschaften der Bewohner. Er heißt: A. am En (Ende des Dorfes), B. mit de loahme Vinn (Vende), C. mit dem

Volkssagen und Erzählungen aus dem Kreise Bütow.

Von Professor D. K n o o p - Stargard.

(Fortsetzung.)

39. Der Schloßberg bei Bütow.

Etwa eine halbe Stunde Weges von Bütow gegen Mittag, so berichtet Cramer in seiner Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow, befindet sich ein ungefähr 100 Fuß hoher Hügel, der sich durch seine wunderbare Gestalt auszeichnet, indem er, ganz vierseitig, die Form eines abgeplatteten Daches hat. Augenscheinlich ist er ein Werk der Menschenhand. Noch heute führt er den Namen Schloßberg. Dort hat einst, so lautet die Sage, die Burg des Marschalls Beer und seiner Söhne gestanden, die nun überschüttet ist. Die Seiten sind sehr steil und meist mit Gestrüpp bedeckt; auf der oberen Platte aber wird geackert. Dort war früher eine mannsdicke Deffnung von unergründlicher Tiefe, die der besseren Beackerung wegen verschüttet wurde. Es soll dies der Rauchfang der alten Burg gewesen sein. Zwischen dieser Deffnung und dem jetzt noch vorhandenen Schloß in Bütow führt eine unterirdische Verbindung. Vor vielen Jahren wurde ein Hund aus dem Turm, der an der Westseite des Schlosses steht, in ein Kellerloch geworfen; der kam nach einer halben Stunde durch jene Deffnung im Schloßberg

lebendig wieder zu Tage. Im Jahre 1817 versuchte der Prediger Wilm, der zugleich Rektor an der Stadtschule war, mit einigen Schülern der Spur des Hundes zu folgen, vom westlichen Turm in die Tiefe hinabzusteigen und den Gang unter der Erde nach dem Schloßberg zu durchwandern. Er kam jedoch nur bis in die Nähe der Schloßmühle; hier mußte er umkehren, da die Luft so dick geworden war, daß das Licht in den Laternen der Schüler erlosch. Darauf ließ der damalige Intendant die Deffnung des westlichen Turmes, die zu dem unterirdischen Gang hinabführt, zur Abwendung drohender Gefahren zu mauern.

Die Sage erzählt weiter: Vor länger Zeit wollte sich der Magistrat von Bütow einmal genaue Information über den von der jetzt noch bestehenden Ritterburg nach dem verwünschten Schloß auf dem Schloßberg führenden Gang, sowie über das Schloß selbst und seine Bewohner verschaffen. Mehrere Male sind auch beherzte Personen mit Laternen in den vorhin erwähnten Turm hinabgestiegen; sowie sie aber an die Deffnung des unterirdischen Ganges kamen, wurde das Licht von einem großen schwarzen Hunde, der vor dem Eingang Wache hielt, durch Schlenkern seiner langen Ohren ausgeblasen, und die Vorwichtigen mußten unerrichteter Sache umkehren. Nun beschloßen die Väter der Stadt, einen „dienstbaren Geist“ mit der Ausführung zu beauftragen; denn bekanntlich wird solchen Boten von den un-

sichtbaren Mächten kein Hindernis in den Weg gelegt. Es fand sich bald ein Mann, der sich erklärte, den Gang nach dem Schloß zu unternehmen. Er wurde mit einem versiegelten Brief an den Gebieter des Schlosses in den Turm hinabgelassen und gelangte, ohne daß ihm der Hund das Licht ausblies, durch einen geräumigen und sehr sauber gehaltenen Gang bei dem verwünschten Schloß an, vor dem ein zweiter schwarzer Hund als Wächter lag. Dieser sah den Boten gar ernsthaft an, ließ ihn aber, wie der erste getan, ungehindert passieren. Kein Diener erschien, um sich nach dem Begehren des Fremden zu erkundigen, und so trat dieser durch die erste Tür in das Innere des unheimlichen Gebäudes. Dann öffnete er eine zweite Tür, und nun stand er in einem hell erleuchteten Gemach, in dessen Mitte er an einem mächtigen, mit Papieren bedeckten Tisch einen schwarzgekleideten Mann in emsiger Tätigkeit erblickte, den Rücken der Tür zugewandt. Der Gruß des Boten blieb ohne Erwiderung, ja der Mann am Tisch hielt es nicht einmal für nötig, sich nach dem Eindringling umzuschauen. Da trat dieser schweigend an den Tisch und überreichte den Brief, den der Mann öffnete, las und sofort beantwortete. Der Bote nahm das versiegelte Antwortschreiben und machte sich dann auf den Rückweg. Ohne Gefahr erreichte er den Ausgang wieder, ward hinaufgezogen und erstattete den Herrenden getreuen Bericht. Was in dem Brief gestanden, erzählt die Sage nicht.

Knobelboart, D. is von gaude Dart (Art), E. kann gant singe, F. schlöppt lang, G. wad bang (Angstmeier), Preiste steiht vorm Doahr (Tor), S. seggt: Woage geiht soar (troden), J. an ne Eck (Dorfede) stött R. inne Dreck, L. sitt hinnew Lunn un sch . . ., M. denkt, Düwel ritt.

Ist ein Dorf groß, mit vielen Besitzern, so sind oft beide Reime ineinander verwebt oder noch neue Bezeichnungen hinzugefügt. Solche und ähnliche Dorfreime habe ich oft im Saaziger, Neustettiner und Kolberger Kreise gefunden, allerdings nur in Dörfern mit bodenständiger Bauernbevölkerung.

wurde aus Brettern zusammengenagelt und an einem Haspel befestigt. Den Kopf hielt der Bursche in der Hand, so daß er ihn wie einen richtigen Pferdekopf bewegen konnte. Vom Kopf aus wurde ein Bettlaken über den ganzen Rumpf gespannt und festgenäht. Der Schwanz wurde aus Pferdehaaren hergestellt.

Der Bär. Dabei wurde der Bursche mit Hasferstroh bewickelt. Vor dem Gesicht trug er eine Bärenmaske. Um den Hals hatte er eine schwere Holzketten, an der er vom Bärenführer geführt wurde.

Der Storch. Auch der Storch wurde wie der Schimmel mit einem Laken umkleidet. Als Schnabel und Hals diente ein Garnhaspel. Der Storch war am meisten gefürchtet; denn er hatte mit seinem spitzen Schnabel unbarmherzig auf die Necker und Spaßmacher ein. Auch der Schimmel war sehr gefürchtet, da er wilde Sprünge machte und kräftig ausfuerte.

Der Bär war am ruhigsten. Auf Befehl des Führers tanzte er einen schwerfälligen Tanz, brummte unwillig, wenn man es zu bunt mit ihm trieb. Nach seinem Tanz nahm er einen Teller und sammelte Gaben ein. Emil Ruball-Brosen.

Pommersche Reime und Lieder

Gesammelt in Ewentin, Bezirk Köslin, von Karl Andree. (Schluß.)

16. Rätsel.

Sinne usen Hus
woahnt Fumdel Fuß.
Wenn dei leis Sinn schient,
Dann hüllt Untel Fuß.

(Eiszapfen.)

17. Schepheier (ein Kinderspiel).

Spiegelregel: Alle Kinder haben einen Stock in der Hand und halten diesen in ein Loch. Um dieses Loch werden in einiger Entfernung andere Löcher gemacht, und zwar ein Loch weniger als Mitspieler sind. Nach Absingen des Reims müssen alle fortlaufen und ihren Stock in eins der Löcher stecken. Wer übrig bleibt, ist Schepheier, und das Spiel beginnt von vorn.

Rösch üm, rösch üm,
dei Grillt brennt an,
dei Schepheier
schlöpft all lang,
ziel eins, ziel zwei, ziel drei.

18. Eine lange Geschichte.

A.: „Schach di eis 'ne Geschichte vertelle?“

B.: „Ja.“

A.: „Im Busch stund 'ne Ficht,
un dat wost d' ganz Geschichte.“

19. Abzählreim.

Ene wene wann,
Botter inne Pann,
Käs inne Riep,
du goah hen un griep!

II. Verschiedenes.

- Ulrike Brut
schlet hinne ut
mit ehre gäle Flechte.
- Eis dei Hund noa'm Steinort oast,
tabedewedde, wat Wust man foast.
- Riet dere Ratt dere Schwanz ut,
riet 'n of nich ganz ut,
lat of noch en biggen stoahn,
dat sei kann noch muße goahn!
(Melodie: Siehste wohl, da kimmt er.)
- O Deu, o Leeb,
wo mi dat geht

in mine junge Joahre!

Wenn mi dei Buer dei Jaat voll schlet,
wie will id dann will roahre.

5. Nu laet us den Leiw begroawe,
dei Preste will ne Doaler hoawe,
dei Köste schriet ut voller Köhl,
dat em of ten Pfennig fählt.

6. Dei Wind, dei weht,
dei Hoahn, dei krest,
dei Bos, dei dantz um d' Maue: (Moor)
Mätes, teiht juch Schöles an,
wie wille Hochtiet dauel!

7. Ach Trineke, ach Trineke,
kum doch noah mi rut.
Wie wille bigke ziere (spazieren) goahn;
denn du, du bist mine Brut.

Ne, ne, ne, ne, dat dau id nich,
dei Müdde paßt mi up;
denn Hus un Övre sind verschloate,
kimmt ja niemand rut.

Denn hoal id mi dei lange Bäre,
dei anne Dorweg hängt,
un stell sei an dat Fieste hen,
dat noah de Stroat hen geht.

Un eis dei Müdde bat vamurt,
doa noahm sei sic ne Schacht
un höst dem Hoafe ewwet Bädre,
dat dat man so kraecht.

Dei Hoaf, dei dacht, dei Düwel kam,
dat sach of groar so ut,
hei leit sin Schau und Strümp in Stieh
un ging dörrcht Fieste rut.

Schimmel, Bär und Storch.

Etwas bis zur Jahrhundertwende traten im Kreise Rummelsburg zur Weihnachtszeit oft ganze Gruppen verkleideter Gestalten auf. Die Hauptpersonen dieser lustigen Umzüge waren immer der Schimmel, der Bär und der Storch. Die Burschen kleideten sich in folgender Art:

Schimmel. Einem Burschen wurde ein Siebrand von etwa 75 Zentimeter Durchmesser auf dem Rücken und vor der Brust befestigt. Der Pferdekopf

befanden. Obgleich ihn der Hunger reizte, die Schnitten zu verzehren, hielt er doch an sich, ging aber zu seinem nicht weit entfernt wohnenden Brot Herrn und erzählte, was ihm begegnet war. Dieser sagte ihm, daß er, wenn er sich der Schlüssel und der Butterschnitten bemächtigt hätte, reich und glücklich geworden wäre, und kehre gleich mit ihm um. Aber schon war alles verschwunden.

Noch einmal fand jener Knabe dort den Tisch mit den Butterschnitten, wagte aber auch jetzt nicht, sie zu berühren. Die Schlüssel fehlten diesmal. Seitdem ward nichts wieder gesehen.

42. Die Tanne auf dem Bütower Schloßberg.

Als das alte Schloß zu Bütow in den Schloßberg versunken war, da kam, so erzählt die Sage, ein Bögeln und drückte mit seinem Schnäbelein ein Samen Korn in die Erde. Daraus wuchs eine schlank Tanne hervor, die noch heute auf dem Schloßberg zu sehen ist. Und weiter erzählt man: Wenn die Tanne groß genug ist, wird aus ihrem Holz eine Wiege gemacht werden, und das Kind, das in dieser Wiege schläft, wird, wenn es erwachsen ist, die verwünschte Prinzessin und mit ihr zugleich das ganze Schloß, das in dem Berge verjauert ist, erlösen.

43. Ein Bauer will das verwünschte Schloß erlösen.

Aus dem Schloßberg sprudelt ein durch kristall gleiches Wasser ausgezeichnetes Quell hervor und

mit solcher Mächtigkeit, daß er schon wenig unterhalb als Mühlentbach die Jungfernmühle treibt. Ein Bauer, der an jenem Bach aderte, sah oftmals eine Jungfrau dorthin kommen, die mit einem goldenen Eimer Wasser schöpfte und sich wusch. Er sagte sich endlich ein Herz und fragte sie, weshalb sie solches tue. Da erzählte sie, daß sie eine Prinzessin und die Gebieterin des Schlosses, das auf jenem Hügel gestanden, gewesen, aber mit diesem verwünscht sei, weshalb denn daselbe auch in die Erde versunken sei. Sie könne aber erlöst werden, wenn jemand, ohne anzuhalten und ohne sich umzusehen, sie auf den polnischen Kirchhof in Bütow trage und dort mit voller Gewalt zu Boden werfe. Darauf forderte sie den Adersmann unter Verheißung von Glück und Reichthum auf, ihre Erlösung zu vollbringen.

Der Bauer war dazu bereit. So mannsfähige Hindernisse sich auch entgegenstellten, schon war er mit ihr auf dem Kirchhof angelangt; bevor er sie aber noch von seinen Schultern geworfen, griff ihm hinten etwas in den Schopf. Darüber erschrak er dermaßen, daß er sich umsah und seine Last fallen ließ. Da fuhr die Jungfrau zu den Lüften auf, warf ihm jammern seinen Mangel an Standhaftigkeit vor und klagte, daß sie nun noch viel härtere Qualen erdulden müsse und erst nach hundert Jahren von einem, der standhafter als er das Werk vollführte, erlöst werden könne. So verschwand sie und ist seitdem nicht wieder gesehen worden.

40. Der Schatz auf dem Schloßberg bei Bütow. Auf dem Schloßberg bei Bütow hat einst ein stolzes Schloß gestanden, das untergegangen oder in den Berg verwünscht worden ist, und mit ihm sind auch die Schätze versunken, die in dem Schloß aufgehäuft waren.

Einst träumte einem in Bütow stehenden Husaren, daß er sich auf einer ihm wohlbekannten Stelle des Hügels befinde, neben ihm ein Haufen Gold. Ein Kamerad, dem er am andern Morgen den Traum erzählte, schalt ihn, daß er so wenig sein Glück zu benutzen verstehe; aber erst, als er zum dritten Male hintereinander denselben Traum gehabt, entschloß er sich, auf den Schloßberg zu gehen. Da er aber erst seinen Futtersack hervorjuchte, verspätete er sich, und es graute bereits der Tag, als er auf dem Schloßberg anlangte. Schon sah er den Haufen vor sich; aber als er herantrat, fand er statt des Goldes — Dünger. Aergerlich über diese Täuschung, stieß er mit dem Fuß daran, da verschwand der Haufen plötzlich.

Andere wollen diese Sage auf den bei der Jungfernmühle liegenden Goldberg beziehen.

41. Der Hirtenknabe am Schloßberg.

Ein Hirtenknabe verlor einst auf dem Schloßberg zwei Ochsen. Beim Suchen an die auf dem Berge befindliche Doffnung gelangt, fand er neben derselben einen gedeckten Tisch, auf dem ein Bund Schlüssel und ein Teller mit drei Butterschnitten sich

„Brandgans“ oder „Wildgans“, die Rohrdommel „Rauebump“ oder „Rauebimmel“, der Fischweiser „Schittgrens“, der Regenbrachvogel „Regewolp“ oder „Regenvogel“, der Austerfischer „Kalliesvogel“, die Bekassine „Himmelzög“, die Raubmöwen „Meiwebödel“, der Pinguin „Pinkhohn“, die Busfärde „Habicht“, der Steinadler „Gauvon“, der Sperber „Stotfalk“ oder „Stößer“, die Dohlen „Zohlke“, der Eichelhäher „Holtzfragle“, der Star „Sprein“, die Rohrdrossel „Rohrsperling“ oder „Karlkiet“ oder „Karlefritz“, die Grasmücken, Laubfänger und Flie-

genschnäpper „Fleigepickers“, die Goldammer „Gälgaus“ oder „Gelbgänschen“, die Kohlmeise „Spedmeis“ oder „Tietischer“, der Mauersegler „Schere-schliepe“, die Schwalben „Schwolke“, die Lerchen „Kewarks“, die Bachstelze „Quäkstein“ oder „Quäkstar“, der Kiebitz „Ribitt“ oder „Kiwit“.

Aus diesen sogenannten Trivialnamen ersieht man, daß manche Vögel nach ihren Rufsen, manche nach anderen Lebensgewohnheiten benannt wurden, was auf gute Beobachtung schließen läßt.

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. G adde, Reinwasser.

(Fortsetzung.)

9. Die gefühlvolle Ehefrau.

Der Bauer Kramer liegt schwerkrank darnieder, und man hat schon den ganzen Tag über sein Ableben erwartet. Aber eine Bauernatur ist zählebig. Am Abend versammeln sich die Hausgenossen im Krankenzimmer in gedrückter Stimmung und bei gedämpfter Unterhaltung. Der Kranke etmet schwer; dann folgen Augenblicke der Ermattung, aber das Ende will nicht kommen.

Endlich springt die Hausfrau auf und sagt zu der Dienstmagd: „Mäde, mak, dat du an de Arbeit himmsil. De Tiet vergeht un dane ward nisch; dat Dicht verbrinnt un de Keerl starwt nich.“

10. Der betrübtete Chemann.

Dem Johann ist die Frau gestorben. Er ist ganz trostlos und jammert: „Mien leiw' Fru, mien leiw' Fru! Nu is sei dot. Wo geht mi dat doch, wo geht mi dat! Wat fall ik nu bloß anfangen?“

Die Nachbarsfrauen trösten ihn: „Johann, Johann, hebb di doch nich so! Lat är doch selig schlafel. Sei is am beste dran.“

„Jo, jo, ji segge dat woll. Awer wat fall mit mi ware? Dat weer am beste, wenn ik uck glief stirw!“

„Na na, so räb' ma nich! Für di ward uck Rat ware. Besigge di ma bloß!“

Hilfsbereit besorgen die Nachbarinnen alles, waschen die Leiche, ziehen sie an und legen sie in den Sarg, und nach drei Tagen ist das Begräbnis. Damals fand die Trauerfeier im Hause noch immer am offenen Sarge statt. Der Lehrer und die Trauergäste haben sich eingefunden. Es wird ein Sterbelied gesungen. Dann hält der Lehrer die Trauerrede, und Johann weint ganz gottsjämmerlich. Sein Nebenmann rührt ihn an und spricht leise: „Was doch still! Begiff di doch!“

Nach einer kurzen Weile stößt Johann den Nebenmann mit dem Ellbogen an und flüstert ihm zu: „Du, August!“

„Wat?“

„Kiel eis, dei, wat doar bi'm Finster steht, dei hebbe sei mi vürschlage. Wat meinst du?“

„Wes bloß still!“

Nach einer kleinen Pause flüstert Johann wieder: „Sei fall jo noch wat Vermeegeen hebbe!“

„Mensch, wenn du nich still bist, denn geh ik weg.“

Die Beeridigung fand statt. Die große Betrübnis Johannis milderte sich bald, und nach einigen Monaten hielt er wieder Hochzeit.

Ein Sprichwort sagt: „Es wird keine Hochzeit gemacht, es wird gleich eine neue erdacht.“ Aber ir admal kommt so etwas auch bei Begräbnissen vor.

11. Der gefühlvolle Sohn.

Ein Bauer ging die mit Glatteis bedeckte Dorfstraße entlang, wobei er das Unglück hatte, auszugleiten und sich das Bein zu brechen. Herbeieilende Leute hoben ihn vorsichtig auf, trugen ihn behutsam nach Hause und legten ihn auf das Bett. Während die Frau laut weinte und jammerte, ließ ein Nachbar schnell die Pferde anspannen und schickte nach dem Arzt. Der kam auch bald, schiente und verband das Bein und beruhigte die Frau.

Vor dem Hause hatte sich eine Menge neugieriger Leute eingefunden, und als der halbwichige Sohn des Bauern aus der Tür trat, fragte ihn eine Nachbarin: „Jug' Vader hett sich will dat Bein bräke?“

„Jo!“

„Is dat uck sehr schlimm wurde?“

„Dat geht noch! Bi allem Unglück is noch immer ein Glück. Dat Bein is intwee, aber dei Strump is noch heil bläwe.“

12. Sei mutt dat weite.

De Bur Bandemer foahrt mit sinen Sähn int Hult. Sei hett em vürher dichtig utschimpt, o dei sübzehnjährig' Schlingel is giftig o foahrt forsch los, wat dem Ull nich sehr leis is, wil hei de Gicht im Kriz hett. Sei seggt: „Jung', foahr langsamer!“ Dei deet awer, as wenn hei nisch heert, o lett de Peerd so wider lope. „Jung', kannst du nich heere? Du fast langsamer foahre“, seggt de Ull noch eis.

Nu foahre sei aber bergdal, wor dat Nägenwater orndliche Grawen uträte hett o de Steine blot ligge, o nu geht dat, dat Rung' o Rad häwert. De Näder steeke hol an disse, bol an jenne Stein, eis in dit Loch o eis in dat, o de Bur huppt immer duller up dem schmalle Brett uppe Hinderas. Nu bellt hei los: „Dunnerwetter, hull an, du Dunnerlächtung, o lat mi runder! It hull dat nich länger ut.“

As de Barg to Jnd' is, krabbelt de Ull af, hillt sich mit beide Hinde dat Kriz o stöhnt: „Ach je, dat hull bloß minem Vader passiert sinn.“

„Jo“, seggt dei Schläks, „juch Vader ward uck will de richtig' Vader wäst sinne.“

„Dumm Jung“, reppt de Ull, „doch nägenmal väter as di'e.“

13. De eigensinnig' Dß.

„Du, Radel, du heft wull Maleer hett?“

„Jo, Willem.“

„Du mißd' wull dime beste Dße affschniede? Wat fähld' em denn recht?“

„Jo, kil ma, hei was so sehr verstoppt.“

„Na ma, heft du em nicht wat ingäwt tum Dirschlanen?“

„It hebb, ik hebb, aber dat schlang alles nich an.“

„Dat ward nich naug wurde sinne. So e Dß brukt e ganz Hupeveil mehr as du ader ik.“

„Mensch, ik kann di segge, ik hebb em ingäwt Fett, Mizinuseel o wekt de Diler wat nich alles. It dachd', hei sull o mißd' meße, aber dei Diwel scheet mi wat.“

14. Mitleid.

As de Bur Kruggel hei e vunne Schwefstinsche Mähl nah Sus geist, trefft hei e wungerlich Faurh-wark an, dat uck nah de Mähl will. Uppem Wage sitt de Eigentimer Heinrich Kosin o hett ne Sad Koorn uppem Rade.

„Meines Löwens“, reppt Kruggel, „Heinrich, wat fillt di in? Wat meckst du für Geschichte?“

„Jo“, seggt dis, „kil ma, de Weg is hier so schlecht, o wil mi'e Peerd ma schwach is, wull ik em dat wat lichte make o namm de Sad uppe Pudel. Wenn dat bargdol geht, legg ik em wedder uppe Wage.“

15. Die klugen Dßhen.

An einem schönen Frühlingstage fuhr der Bauer Daniel Hoffmann in Reinwasser mit seinen Ochsen Dung auf das Feld. Er hatte die Schlaufe am Ende eines Strickes dem linken Ochsen über das linke Horn gestreift und ging, den Strick in der Hand haltend, immer ein wenig vor den Tieren, die er durch ein ununterbrochenes „So ho — kumm — kumm — ho“ ermunterte, und die ihm auch in aller Gemütsruhe langsam folgten. Dabei besah er sich die Acker-

stücke der Nachbarn, freute sich über den guten Stand der Saaten und ging unter fortwährendem „So ho“ die Steigung, die der Weg machte, hinauf.

Da rief ihm plötzlich der Bauer Christoph Winkel, der in der Nähe beim Pflügen war, zu: „Du, Daniel, wo wist du so früh mit dem Strang hen? Wist du di uphinge?“

Berwundert blieb Daniel stehen und sah, daß er wohl den Strick in der Hand hatte, daß aber die Ochsen fehlten. Die Schlaufe hatte sich etwas gelockert und schließlich vom Horn abgestreift. Er hatte es aber nicht gemerkt, sondern war in Gedanken weitergegangen, während die Ochsen mit dem Fuder Dung ruhig am Fuß des Berges stehen geblieben waren.

16. Die neue Partei.

Die Eigentümer Ludwig W. und Karl L. in Gloddow unterhielten sich öfter auf ihre Weise über Politik, stimmten aber nicht ganz überein, da Ludwig mehr nach rechts, Karl mehr nach links neigte. In der Mündfertigkeit war Ludwig dem Karl nicht gewachsen, in der Gedächtnis und Ausdrucksfähigkeit ihm aber überlegen, und als sie einmal bei ihrem Streit wieder nicht zusammentamen, sagte Ludwig zuletzt ärgerlich: „It war di recht wat segge, Karl: du bist de reine Dezimalkamerad!“

Er meinte: Sozialdemokrat.

17. Erst kawe.

De beide Bure Fritz Ketelhaut o Karl Hallmann weere Naberslid' o finne sich uck gaut verdrage. Sei tuschde gern o manchmal wedde sei uck. Fritz was sehr fiffig, Karl was so wat duf' o doarum verspald' hei mehrschendeils. Eine Sinndag seggt Karl to Ketelhaut: „Fritz, wi finne nah'm Kraug gahne o ne kleine drinke.“

„Na jol Bärher will wi aber utkawe, wer behahlt. It hebb hier zwei Merdie, ein lang' in koart. Koart verliift o lang verspält. Nu treck!“

Karl treckt dat lang Spier. „Siehst“, reppt Fritz, „lang verspält. Du mißt behalt!“

18. De Wedd.

Eis hebb Karl Hallmann sin' Offen in Lauenburg uppem Markt verestft o nu dinkt hei: „It will doch eis seihen, af ik Fritz Ketelhaut uck nich eis rinlege kann.“ As hei em trefft, seggt hei to em: „Naber, ik hebb min' Offen für 150 Daler verestft. Rad' eis, wat ik doarfür kräge hebb! Wenn du dat mit eimal radst, gaw ik ne halwe Liter.“

„Na, du werscht 150 Daler kräge hebbe.“

„Dunnersaging, doar hebb ik wedder verspält. Mensch, wer hett di dat bloß seggt?“

19. Der warme Regen.

Auf dem Gut Reinwasser werden neben den Pferden auch Ochsen zur Arbeit gehalten. Als eines Tages die Gespanne sich auf dem Felde beim Pflügen befanden, fing es stark zu regnen an. Da weder Baum noch Strauch in der Nähe war, stellten sich die Arbeiter, um doch etwas Schutz zu haben, auf die Leeseite der Ochsen.

Topel und Bid machten es aber schlaue. Die trocken beide unter das eine Paar Ochsen und hückten sich dort hin. Nun hatte der eine Ochse gerade ein Bedürfnis; er strullte los und dem Bid ins Genick hinter den Kocktragen. In demselben Augenblick schluchte Topel los und rief: „O du meines Lebens, wat is dit für e Wedder! Wo gitt dat bloß!“

„Jo“, segt Bid, „awer wat is dat doch für e schee'e warm Regen!“

(Fortsetzung folgt.)

Heimatbücherei.

„Deutsche Erde“, Halbmonatsschrift. Herausgeber: Terra-Verlag, Berlin W. 9, Vinkstraße 31. Bezugspreis für Deutschland vierteljährlich 5 RM., Einzelheft 1 RM. frei Haus. Das neue Heft 13 bringt neben Beiträgen von C. R. Dieh: „Das zweitausendjährige Erier“, Hans Pufen: „Der Dom zu Xanten“, Grete Nigeod: „Sonntage vor Ostern“, Dr. Lüers: „Bald- und Feldkulte im Frühjahr“, Dr. Fischer: „Sozialrentnerium der Weltfinanz“, u. a. einen solchen von Dr. Uetrecht, Berlin: „Die deutsche Erde einst und jetzt“, der sich der Räte der Ostmark annimmt und sich für die Unterstützung der deutschen Ostprovinzen einsetzt.